

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Tellkamp, Uwe
Die Sandwirtschaft

Anmerkungen zu Schrift und Zeit. Leipziger Poetikvorlesung

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp
978-3-518-06999-8

SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

Gedichte – im Sinne von kurzen, nur handtellergroßen Sprachstücken – und Kurzgeschichten lägen ihm nicht, hat Uwe Tellkamp gesagt, die zeigten nur einen Weltausschnitt statt der Totalen, auf die es ankomme. Ihn interessiere das Epische, »das Weltumgreifende, der Roman als Kapsel, als Botanisiertrommel der vergangenen Zeit«. Nach dem Erscheinen seines monumentalen Romans *Der Turm* mutmaßten die Feuilletons über die literarischen Gewährsleute Tellkamps, man brächte Gottfried Keller, Thomas Mann und Heimito von Doderer ins Spiel. In seiner Leipziger Poetikvorlesung von 2008 gibt er selbst ausführlich Auskunft über sein poetologisches Programm.

Uwe Tellkamp, geboren 1968 in Dresden, arbeitete nach dem Studium in Leipzig, New York und Dresden als Arzt. Heute lebt er als Schriftsteller in Freiburg. 2004 gewann er den Ingeborg-Bachmann-Preis, 2005 erschien sein Roman *Der Eisvogel*. Für *Der Turm* (2008) erhielt er den Uwe-Johnson-Preis und den Deutschen Buchpreis 2008.

Uwe Tellkamp
Die Sandwirtschaft
Anmerkungen zu Schrift und Zeit
Leipziger Poetikvorlesung

Suhrkamp

Die Leipziger Poetikvorlesungen »Schreibweisen der Gegenwart« sind eine Gemeinschaftsveranstaltung des Deutschen Literaturinstituts Leipzig und der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen.

edition suhrkamp

Sonderdruck

Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-06999-8

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Die Sandwirtschaft

*für Michael Braun
für Norbert Wehr
für Volker Sielaff
und Hermann Wallmann*

Vorwort

Es ist immer wieder eine Herausforderung, ein Paradox, eine Unmöglichkeit, ein so zwiespältiges wie neugierig machendes Unternehmen: die Poetikvorlesung. Wen die gewiß nicht unehrenvolle Anfrage ereilt, über sein eigenes Schreiben einige Auskunft zu erteilen, der sieht sich vor eine gern unterschätzte Aufgabe gestellt, einmal ein gründliches Gespräch mit sich selbst zu führen. Der Autor mag diese Zumutung auf die leichte Schulter nehmen, oder er mag sich herausgefordert fühlen, großflächig aufzuräumen, porentief rein zu machen. Ist er im ersten Fall davon überzeugt, zu jeder Tages- und Nachtzeit über sich im Bilde zu sein und diesem Selbstbild auch druckreif Ausdruck verleihen zu können, so ist er im zweiten Fall möglicherweise so voller Skrupel, daß er nicht weiß, wie er die anstehende Inventur beginnen soll. Der niemals begonnene Beginn – und doch ist man immer schon mit-tendrin. Günstigenfalls ist es dem sich solchermaßen versuchsweise selbst begegnenden Autor nur eben, als wenn er einmal laut mit sich sprechen könnte, was ihm Lust und Pein gleichermaßen sein kann und im Resultat Zeugnis dafür, zwischen sich als Autor und Poetologe vielleicht doch noch Gleichgesinntheit hergestellt zu haben.

Der Autor ist sein eigener blinder Fleck – beobachten kann auch er eben nur, was sich beobachten läßt.

Er ist sich selbst der Unterschied, den er nicht weiter unterscheiden kann, spricht er, wie es hier geschieht, poetologisch über sich selbst. Der Autor kann sich als blinden Fleck, den er nicht beobachten kann, nur verschieben – aber wohin? Zu einem anderen Beobachter? Wer soll das sein? Der andere Beobachter sollte doch er selbst sein. Wie aber wäre das möglich?

Gewinnt man für ein solches Unternehmen einen so hoch reflektierten Schriftsteller wie Uwe Tellkamp, kann von einem gelingenden Scheitern der paradoxen Herausforderung einer Poetikdozentur gesprochen werden, die den Autor als Kronzeugen seiner selbst auf den Plan ruft. Auf fruchtbare Art und Weise stellt sich Uwe Tellkamp dem Dilemma der geradezu geforderten Grenzüberschreitung, sich aufzuspalten in einen selbstbefragenden Poetologen und einen Rede und Antwort stehenden Autor.

Kann ein Schriftsteller sich selbst gegenüber ehrlich sein? Gibt es eine Gradation, eine quantitative Abstufung von Ehrlichkeit? Welche Seite von sich, welche poetologischen Aspekte beleuchtet der Autor, welche rückt er ins Rampenlicht? Wo will er der Rezeption, nicht zuletzt der Kritik auf die Sprünge helfen, welche Scharte sähe er gerne ausgewetzt? Versucht er, der eigenen Person gegenüber eine möglichst neutrale Position einzunehmen, um den Anschein eines sachlichen Zugriffs auf sich selbst zu wahren? Oder ergreift er die Gelegenheit beim Schopf, endlich einmal

radikal subjektiv vom Leder zu ziehen, was das Zeug hält? Gilt dem Autor eine Poetikvorlesung selbst bereits wieder als fiktionale Gattung, die bewußte Unzuverlässigkeiten des Erzählers geradezu billigend in Kauf nimmt? Dann wäre an ihr zumindest der Grad an Selbstinszenierung und -stilisierung abzulesen, und der Zuhörer bzw. Leser mag seinen voyeuristischen Spaß haben.

Oder ist er peinlich darauf bedacht, nicht zu viel zu verraten, möglichst gar nichts, nur ja keinen Fehler zu machen – dann erleben wir möglicherweise die rhetorisch leer laufende Vereinsrede eines Sachwalters und Kassenwartes seiner selbst, die unbestreitbar geistvoll ist: voller Krämergeist. Zwischen diesen beiden Positionen tut sich ein Graben auf, den jeder Autor, der sich in den Ring einer Poetikvorlesung begibt, nötigenfalls mit Einsatz seines Körpers überbrücken muß, eine Zerreißprobe.

Für das Deutsche
Literaturinstitut Leipzig
 Michael Lentz

Für die Kulturstiftung
des Freistaates Sachsen
 Ralph Lindner

Sand: das Element der Uhren. Schrift mißt die Zeit mit den Zeigern ihrer Worte. Sand, auf den unsere Häuser gebaut sind; der durch die Finger rinnt oder in den Spiegeln, vor denen eine Marschallin wartet, erstarrt, nachts. Sand am Meer, Muscheln, Hühnergötter und Tang; wir kennen die Ordnung nicht, zu der es sich fügt. Es? Das Unnennbare, unbestimmt bezeichnet, Schiffe und Logbücher kreisen es ein, seit Jahrtausenden schon, und noch immer gibt es keine Fotografie, nur Skizzen seines Blicks, den wir spüren, der uns nicht losläßt, weil er sagt: Etwas war, und ist nun nicht mehr. Und das begreifen wir nicht. Flugsand ist heitere Melancholie, wie Sommerstunden, in denen Jahre vorüberziehen. Stein, Ton und Sand: diese drei Formen unterscheiden die Geologen. Sand: ein Verwitterungsprodukt aus Steinen, manchmal enthält er Magnetisenerz, Zinnstein und, in seltenen Fällen, Goldstaub. Merkwürdigerweise gibt es bei Sandkörnern kaum einen Größenunterschied (1,6 bis 2 mm); der mittlere Durchmesser beträgt 1,8 mm, gleich, ob der Sand aus der Sahara oder aus der Wüste Gobi stammt. Durch Wind- und Wasserströmungen entstehen Wirbel. Der kleinste Durchmesser solcher Stromwirbel entspricht dem Durchmesser eines Sandkorns. Der Sand wird aus dem Boden herausgezogen, im rechten Winkel zu dem Wirbelstrom. Hat der Boden wenig Kohäsion,

dann wird der Sand durch leichte Winde, die weder Ton noch Steinchen tragen könnten, in die Luft gesogen. Der fließende Sand. Sand ruht nie. Wüste, als die der Alltag manchmal erscheint, und dann die Oasen des Anderen Blicks, der den Tag in ein Vorher und ein Nachher trennt; die Nachtfalterberührung Liebe.

[DIE KUNST DER MUSSE]

Unser Lehrer hatte zu sich nach Hause gebeten und wollte vor den die Medizin betreffenden Fragen, zu denen die Nofretete auf dem Regal schweigen würde, etwas zur Kunst der Muße wissen. Er war nervös, stand alle Augenblicke auf, lief im Wohnzimmer hin und her, das mir Eindruck machte: eins der selten gewordenen, wengleich typischen Leipziger Humanistengehäuse mit Büchern bis an die Decke, gerahmten Grafiken, bequemem, kamelbraunem Kanapee und Ohrensessel, in denen wir vier Studenten seit einigen Stunden wie auf Reißzwecken saßen. Die erste Runde der Prüfung hatte ihn nicht befriedigt. Allzu Erwartbares hätten wir geäußert: Nichtstun, schlafen, in den Urlaub fahren, am Kamin sitzen mit einem Glas Wein in der einen und einem guten Buch in der anderen Hand – das sei zwar Muße, aber nicht deren Kunst. Und er bitte, jetzt nicht ins Gegenteil zu rutschen und ihm den Workaholic aufzutischen, der statt seiner Firma nun seine freie Zeit manage! Er wies auf das kleine Chamäleon, das eben auf dem Fernseher gähnte. Die Kunst der Muße, Frau Kollegin, meine Herren Kollegen! Er bitte um brauchbare Vorschläge.

Ein Gärtner im Mittelpunkt eines japanischen Steingartens; der vollkommene Garten ist ihm geglückt, doch um wieder hinauszugelangen, müßte er ihn zerstören, versuchte Andreas.

Egon Olsen im Gefängnis bei Betrachtung des nur ihm bekannten Sonnenstrahls, scherzte ich.

Ich bin schwanger, Herr Professor, behauptete Ulrike. Aber das war wohl eher die Gunst als die Kunst der Muße. Darf ich Sie bitten, Ihre Zigarre auszumachen?

Ihr erstes Kind?

Ulrike nickte.

Merkwürdiges Examen – die Fragen aus der Medizin, für die wir hergekommen waren, stellte unser Lehrer beiläufig und anscheinend ohne tieferes Interesse. Der Beisitzer schwieg, warf hin und wieder verstohlene Blicke auf die unbehaglich langsam tackende Wanduhr, schien verwirrt zu sein wie wir.

Ich sehe einen Bogenschützen, der den Pfeil soeben auf eine lange Reise geschickt hat, auf der er keine Schildkröte einholt, philosophierte Thomas.

Als die Dämmerung anbrach, wurden nicht nur wir, sondern auch der Beisitzer in dem Maß nervöser, wie die Unruhe unseres Lehrers abnahm; er ließ die Bleistifte liegen, blieb auf seinem Stuhl; der Beisitzer servierte das Essen. Ulrike wollte telefonieren; aber als sie die Nummer gewählt hatte, meldete sich niemand.

Wie angenehm sei solch eine Plauderei, resümierte unser Lehrer. Alle seien gestorben, und endlich habe er Gesprächspartner, die nicht nach ein paar läppischen Stunden wieder gingen. Wir könnten weitere Runden halten – soviel wir wollten! Die Tür öffnete sich, ein

kleiner Junge kam herein, ging zu Ulrike und grüßte Hallo Mama. Unser Lehrer legte den Stift weg, gab uns die Studienbücher zurück, wies auf den Nachthimmel. Es sei im Grunde einfach. Man müsse die Fenster vergittern, das sei alles; die ganze Kunst der Muße!

[SONDE]

Goethe.

Letzter Brief, an Humboldt: »Der Tag aber ist wirklich so absurd und konfus, daß ich mich überzeuge, meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.« (17. 3. 1832)

Ist Goethe ein guter Lyriker? Bewußt vermeide ich hier das Wort Dichter, denn Dichter kann man auch in Prosa, in Briefen wie dem an Humboldt oder in Theaterstücken sein. Also: Ist Goethe ein guter Lyriker? Er ist ein Klassiker! werden die Philologen womöglich zürnen. Also unantastbar? Heute, in einer Zeit grundlegender Prüfungen, die vor keinem Kanon haltmachen (ob aus Ignoranz oder Unbekümmertheit, sei dahingestellt), ist nichts mehr unantastbar. Kammermusik, die die Musik der Musik ist, hat sich in Refugien zurückgezogen, klassische Musik generell erscheint als musealer, weitgehend abgeschlos-

sener Bau, dem neue Komponisten Dissonanz, Qual und Zerrissenheit, aber kaum vitale, melodische Erfindung mehr hinzusetzen. Klassische Musik spricht nicht mehr jung, das »Komm! Ins Offene« Schumannscher Reverien und Gartenseligkeiten ist nicht mehr Spiegel heutiger emotioneller Landschaften. Fern hallt das zu uns herüber, wie eine schöne, aber längst fremd gewordene Sprache, die am Strand unserer Tage ausrollt und deren Land-Zungen noch verständlich sind, noch. Unsere Zeit ist treibender, narkotischer, splittiger und um Dimensionen schneller als die Postkutschen- und Sütterlinbriefzeit der Klassiker. Musik, die den Rhythmus einfängt und so das Gefühlsbild unserer Gegenwart malt, schallt heute als House, Hip Hop, Techno, Breakbeat, Drum 'n' Bass, Electronic Music, Acid Jazz, Bootlegging oder Freestyle aus den Clubs und von den Dancefloors. Lyrik und Musik sind Schwestern, denn Lyrik ist Musizieren mit Worten. Im Versuch, die Frage zu beantworten, was Lyrik heute ist und leisten kann, lese ich, ein Autor, der zu Beginn des 21. Jahrhunderts schreibt, die Klassiker wieder. Goethe ist mir kein Fremder, durch Herkunft und Bildung bin ich mit ihm aufgewachsen. Die Trennung in den »Augenblicks-« und den »Unendlichen« Goethe, die ich hier vornehmen möchte, obwohl ich weiß, wie problematisch eine solche Kategorisierung dieses letztlich Unkategorisierbaren ist, habe ich, für mich, recht früh vorgenommen, um mit begrifflicher

Schärfe bestimmte Bruchzonen aus seinem Werk herauszupräparieren. Der AugenblicksGoethe ist der für mich lebendig gebliebene Romantiker Goethe, der frühe der Sesenheimer Lieder etwa, der um den Tod seiner Schwester Trauernde («Alles geben die Götter, die unendlichen« ...), der die Höhen und Tiefen des Liebens zu fassen Suchende, der oft ausgelassene, von Schiller sportlich herausgeforderte Goethe der »Xenien« und mancher Balladen, der Hatem-Goethe des »Divans« mit seinen still-intimen Zwiesprachen, der Goethe der »Marienbader Elegie« und jener Perle aus den »Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten«, deren erste Strophe »Weiß wie Lilien, reine Kerzen, / Sternen gleich, bescheidner Beugung, / Leuchtet aus dem Mittelherzen / Rot gesäumt, die Glut der Neigung« ich als Kommandant eines Schlepperpanzers vor mich hinmurmelte, während einer Elbdurchquerung nachts bei Torgau, als uns Insassen die Brühe bis an den Hals und die Temperatur in dem auf dem Flußgrund vorankriechenden Panzer bis auf Saunahöhe stieg. Der AugenblicksGoethe hat »Willkommen und Abschied« geschrieben, »An den Mond«, »Wandrer's Nachtlid«, »Selige Sehnsucht«, »Dämmerung senkte sich von oben« und, dies nur als verkürztes Beispiel, »Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen, / von dieses Tages noch geschloßner Blüte?«. Er fragt es in den ersten Zeilen der »Marienbader Elegie«. Der AugenblicksGoethe ist der, der sich um die Universalien

nicht schert, was bedeutet, daß er sie nicht explizit zum Thema seines Gedichts macht. Er dichtet »bei Gelegenheit«, versucht sie beim Schopf zu packen, und das Interessante ist, daß er dabei oft ins Haar der Ewigkeit greift, denn diese liebt es, der Gelegenheit auf dem Schoß zu sitzen. »Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde! / Es war getan fast eh gedacht. / Der Abend wiegte schon die Erde, / Und an den Bergen hing die Nacht: / Schon stand im Nebelkleid die Eiche, / Ein aufgetürmter Riese, da, / Wo Finsternis aus dem Gesträuche / Mit hundert schwarzen Augen sah. // Der Mond von einem Wolkenhügel / Sah kläglich aus dem Duft hervor, / Die Winde schwangen leise Flügel, / Umsausten schauerlich mein Ohr; / Die Nacht schuf tausend Ungeheuer, / Doch frisch und fröhlich war mein Mut: / In meinen Adern welches Feuer! / In meinem Herzen welche Glut!«

An diesen Zeilen habe ich, als ich sechzehn war, zum ersten Mal eine Ahnung davon bekommen, was das ist: Lyrik. Da ging es durch mich wie »rosenfarbenes Frühlingswetter«, das für den Dichter das Gesicht der geliebten Frau umgibt, die ihm »mit nassem Blick« nachsehen wird, denn »Ich ging, du standst und sahst zur Erden«. Welche Jugend, welche Frische weht aus diesem Gedicht, eine Atemlosigkeit des Wechsels, Wetterleuchten und Ruhe, Überschlag der Schaukel, zärtlich gereimte Brutalitäten (»In *deinen* Küssen welche Wonne! / In *deinem* Auge welcher Schmerz!«

Heute heißt es: Baby, wir hatten 'ne schöne Nacht, aber jetzt muß ich Zigaretten holen), Farbentusch, Standpauke, Wolkenkuckuck und jauchzende Uarmung, mit einem Wort: Verliebtheit. Woher weiß ich, daß es eine warme Nacht ist, trotz des »Nebelkleids« der Eiche, das sie bei kühlerer Witterung trägt? »Der Abend wiegte schon die Erde«, er »wiegte« sie, nicht »er brach herein«, oder »es dämmerte«, er wiegte sie, so wie es nur in warmen Nächten ist; natürlich irrlüchert auch schon erotische Vorfrende, und dabei wird's immer wärmer. Dann gibt es den ersten Blitz im Gedicht: »Schon« stand »im Nebelkleid« die Eiche – »im Nebelkleid« suggeriert etwas Zögerndes, Melancholisches, die Welt ist im Nebel nicht schnell, aber »schon« stand »im Nebelkleid die Eiche, / Ein aufgetürmter Riese, da« – für diese Parenthese (»aufgetürmter Riese«, das ist wie Schätze scheffeln im Zeitraffer) und das nachstoßende »da«, dessen Heißsporn-Erotik John Coltrane in »A love supreme« nicht besser musiziert hat, habe ich Goethe immer geliebt; das ist zu Ende geküßt, das ist mit Husaren geritten. Und dann natürlich das unsterbliche »Wo Finsternis aus dem Gesträuche / Mit hundert schwarzen Augen sah«. Warum nicht mit tausend schwarzen Augen? Tausend Augen, eine schöne Assonanz, aber nein, das verdürbe es schon, ein Gesträuch, das tausend schwarze Augen hat, ist als Einheit, noch dazu dem Vorübersprengenden zu Pferd, nicht mehr faßbar, die Zahl entgeht